

Der Schäfer von Keltenbach.

Von Karl Schneider.

Irgendwo in unserer Heimat liegt still und beschaulich das Dörfchen Keltenbach. Am Dorfausgang, nahe beim Walde, klast die Wetterschlucht. Ein Wildbach zischt durch ihr Steingeröll, keck und jugendtoll. Hoch oben auf kahlen Felsen sonnen sich kleine Bergmannshäuser. Am Schluchtende aber steht ein Holzkreuz, roh zugehauen und wettergezaufelt. Mit schwarzen Buchstaben ist auf sein Holz eine Inschrift gemalt, die mich jedesmal im Vorübergehen zwingt, auf einen Husch zu verweilen. Ich habe die Worte gar oft schon gelesen, aber immer wieder, wenn ich vor ihnen stehe, überkommt mich ein andachtvoller Ernst.

So steht auf dem Holzkreuz geschrieben: Hier verunglückte im Wolkenbruch Schäfer Rilz.

Beim ersten Lesen habe ich nichts Besonderes empfunden dabei. Ich habe damals auch nur schwarze Buchstaben gesehen, ungelentk hingemalt auf rissiges, vertrocknetes Eichenholz. Jetzt sehe ich hinter die Buchstaben, und da schaue ich ein Holzbein und einen blauen Leinenkittel; zwei himmelblaue Augen blicken mich an, und ich höre ein herzfrohes Lachen; irgendwo bellt ein Hund, blökt ein Lämmchen. Und dann sehe ich nur noch schwarze Wolken und höre ein Säusen und Brausen und Zischen und Krachen, bis schließlich allein wieder die steifen Buchstaben mich anschauen und mir nüchtern und ohne Beiwerk sagen, daß hier, am Ende der Wetterschlucht, der Schäfer von Keltenbach seinen Tod fand.

Ich gehe dann meist durch die Schlucht, am Wildbach vorbei, auf demselben schmalen Pfade, den damals auch Schäfer Rilz mit seiner Herde zog, als der Tod ihm im Nacken saß. Dann wandere ich bergauf bis hin zu der alten Eiche, die noch viel älter ist als der tote Schäfer war, der hier sein Ruheplätzchen hatte, wenn er mit der Herde draußen weilte. Hier auch war es, wo mir der Pfarrer von Keltenbach die Augen öffnete für das Geheimnis der schwarzen Buchstaben auf dem Holzkreuz an der Wetterschlucht.

Als stämmiger Bauernbursch war Johann Peter Rilz Soldat geworden. Mit der Garde stürmte er im August des Jahres Siebzig Gravelotte. War ein heißer Tag damals, und die Kugeln pfliffen. Aber der Gardist Rilz war die Sommerhitze gewöhnt, und das Gewehr in seiner Hand war ihm wie eine Heugabel so leicht. Mit seinem Hauptmann hielt er gleichen Schritt; er sprang mit ihm auf und ließ sich mit ihm niederfallen. Er schoß und lud und stürmte weiter und sah nur seinen Hauptmann neben und die roten Käppis vor sich. Die aber wichen nicht; die lagen; und unter ihnen hervor krachte es. Und neben Rilz keuchten die Kameraden und stöhnten die Betroffenen.

Zum letztenmal sprangen sie auf, Rilz und der Hauptmann; und sie liefen mitten in die Hölle hinein. Da lag vor ihnen immer noch ein rotes Käppi, und ein Chassepot krachte und wurde wieder geladen und wurde wieder angelegt. Und unter dem roten Käppi suchten zwei Savoyardenaugen ein lohnendes Ziel, fanden den Hauptmann, der mit dem Degen in der Hand daher gestürmt kam, lenkten den Chassepot auf die Brust mit der Silberschärpe und schickten sich gerade an, dem Zeigefinger das Kommando zu geben, da krachte der Kolben des Landwehrmanns Rilz auf den Savoyardenschädel, daß das rote Käppi noch roter wurde und trauernd ins Gras sank, und die tapferen Augen für immer sich schlossen. Der Zeigefinger aber führte das Kommando aus, und während die zwei Hände erschreckt am Chassepot rissen und die Silberschärpe freigaben, drückte der Wächter am Hahn durch und jagte die letzte Kugel durchs Rohr, mitten hinein in das linke Bein des schrecklichen Gardisten, der immer noch sein Gewehr in der Hand hielt wie zu Hause den Dreschflegel auf der Tenne.

Da schlug der Wehrmann Rilz längelang hin ins Gras, und die Pickelhaube hatte nun Muße, mit dem roten Käppi sich zu unterhalten über die Torheit der Menschen.